



Sanfter Dirigent

FOTOGRAFIE Der Begginger Walter Pfeiffer ist ein Star der internationalen Modewelt. Nun kreierte er das Plakat für das Schaffhauser Jazzfestival. Ein Besuch am Set zeigt: Er könnte auch Führungsseminare geben.

Marlon Rusch

Walter Pfeiffer braucht nur ein paar Sekunden, um den Ton zu setzen. Rot in rot erscheint der 77-jährige Fotograf im Studio im Schaffhauser Fronwagturm. Er steht kurz gebückt in der Tür, streckt langsam seinen bemühten Kopf in den Raum wie eine Knospe, die sich durch die Erde drückt, und linst in die neue Welt hinein. Dann lacht er verschmitzt und sagt: «Das ist ja perfekt.» Sofort ist die Anspannung verflogen, allen im Raum ist klar: In diesem Shooting wird etwas Gutes, etwas Grosses entstehen.

Dass Walter Pfeiffer das Plakat für das diesjährige Schaffhauser Jazzfestival gestaltet, ist ein kleiner Coup. Der Begginer, der einst als Dekorateur-Lehrling in der Schaffhauser EPA angefangen hatte, ist einer der grossen Namen der Schweizer Fotografie, seit er in den Nullerjahren als bereits Sechzigjähriger von der Vogue entdeckt wurde und plötzlich für die grossen Luxusmarken Stars wie Eva Herzigová oder Tom Ford ablichtete. Seither jettet Pfeiffer im Auftrag von Bottega Veneta, Dior und Co. durch die Welt, Paris, Mailand, New York und fotografiert Supermodels so, wie sie vor ihm kaum jemand fotografiert hat: bunt, plakativ, augenzwinkernd, leicht unperfekt, meist überbelichtet – immer schön. Ihm gelingt, was nur selten jemandem gelingt: die Symbiose aus Modefotografie und Kunst. Heute wird er gern mit Warhol verglichen. Dabei ist der Name Pfeiffer längst selbst zur Weltmarke geworden.

Seit seiner Entdeckung sind unzählige Texte über Walter Pfeiffer erschienen, und aus Fakten sind Mythen geworden: Dass er nur wegen seines angeborenen Tremors selbst bei grellem Sonnenschein zum Blitz greife, was zu seinem Markenzeichen geworden ist; dass er zwar für eine Neujahrskarte auch mal im weissen Pelz und mit Laetitia Casta am Arm auf den Champs-Élysées posiere, im Grunde aber ein ewig zauderndes Sensibelchen sei; dass er nur zwei, drei Mal pro Shooting abdrücke und damit an Modeshootings regelmässig für blankes Entsetzen Sorge; oder dass er in der Liebe oft Pech gehabt habe und deshalb fast manisch muskulöse Jünglinge porträtierte und damit ihre Schönheit einfangen wolle. Vor einigen Jahren schrieb das New Yorker Fotografie-Magazin *Aperture*, der Schweizer würde die Regeln der Anziehung neu erfinden. Der Titel des Porträts lautete «The Cult of Walter Pfeiffer».

Vor diesem Hintergrund ist man natürlich versucht, bei einem Treffen mit dem Fotografen die ganz grossen Themen zu erörtern: Was ist Schönheit?, zum Beispiel. Doch die NZZ schrieb einst, Pfeiffer langweilten die ewig blöden Fragen des hochgestochenen Kunstbetriebs.

Vielleicht reicht es ja, dem Maestro bei der Arbeit zuzusehen, um ein paar Anregungen mit auf den Weg zu bekommen.

Die aufwändige Leichtigkeit des Clowns

Nachdem Pfeiffer das Schaffhauser Turmstudio betreten hat, schüttelt er allen die Hand und stapft dann, noch mit der Mütze auf dem Kopf, rüber zum Set, schaut sich alles an und fragt: «Wie gross isch s Buebli?»

Pfeiffer scoutet seine Models nicht selbst; er hat zwar eine Idee im Kopf, aber er diskutiert vor dem Shooting nicht mit der Auftraggeberin. Man bucht ihn, er kommt und legt los. Einer seiner Kuratoren sagte einst, Pfeiffer sei völlig frei von Vorurteilen und geradezu besessen, aus allem, was er vorfinde, etwas zu

kreieren: «Alles ist Inspiration für ihn.» In seiner weinroten Steppjacke tigert Pfeiffer jetzt durch das Studio und lässt seine Augen gierig durch den Raum schweifen, bis sie an einer honiggelben Papierrolle klebenbleiben: «Das ist ja ein schönes Gelb!» Die NZZ schrieb, Pfeiffer, der in den späten 1960er-Jahren von der Provinz in die Stadt gekommen sei, würde heute «mit der ruralen Aura der Landpomeranze» bloss noch kokettieren. Seine Fähigkeit zu staunen aber habe er nie verloren.

Das Honiggelb wird zur Hintergrundfarbe für das heutige Shooting. Und ein Assistent eröffnet Pfeiffer, dass das «Buebli», das heutige Model, das Pfeiffer bestellt hat, ihm etwa bis zur Hüfte reichen wird. Elion, der etwas später mit seiner Familie im Studio eintreffen wird, ist drei Jahre alt.

Pfeiffer will für das Setting mit farbigen Papierstreifen arbeiten. Aber welche Farben? Welche Breiten? Was für ein Arrangement? Wie immer sind mehrere Assistenten zugegen, aus denen Pfeiffer in kürzester Zeit ein kleines Team formt. Immer wieder geht er zu den einzelnen Menschen hin, plaudert, scherzt, erzählt Anekdoten, bittet um Hilfe, fragt «Was meineder?». Das Gefüge muss in Bewegung bleiben, alle sind wichtig, alle dürfen mitreden, zumindest ein bisschen. «Ich mag es so unkompliziert wie möglich und dirigiere gerne Leute», sagte er 2017 anlässlich des Dokumentarfilms «Chasing Beauty» in einem AZ-Porträt. «Aber eben nicht von oben herab, sondern liebevoll.» Man dürfe nicht den Chef raushängen lassen, sondern müsse auch Supermodels wie Freundinnen behandeln. Und offenbar gilt das auch für den Staff.

So entsteht, im Kollektiv, langsam eine Szenerie. Pfeiffer legt nicht selber Hand an, er dirigiert mit der Sanftmut eines gütigen Grossvaters, doch immer wieder fällt sein Blick auf ein Detail und er weiss in Sekundenschnelle: Das muss geändert werden. Dann gibt er glasklare Anweisungen, meist sind es einfache, kleine Handgriffe, die seine Heinzelmännchen umzusetzen haben. Gleich darauf fragt Pfeiffer demütig hinterher: «Was meineder?» Es ist ein steter Tanz zwischen Laissez-faire und Autorität. Ein Wegbegleiter sagte mal, Pfeiffer habe die Leichtigkeit eines Clowns. Aber eine solche Leichtigkeit aufzubauen, sei wahnsinnig aufwändig. Und wie man ihm hier im Schaffhauser Studio zusieht, fragt man sich, ob der weltberühmte Fotograf nicht vielleicht mit Führungsseminaren ebenso viel Geld verdienen könnte wie mit seinen Shootings.

Aber wie erkennt man nun Schönheit? Vielleicht foutiert sich Pfeiffer ja um Antworten auf derartige Fragen, weil er solche Antworten gar nicht formulieren könnte. Vielleicht sieht er die Schönheit halt einfach.

Dann trifft Elion ein.

Unsicherheit als Methode

Walter Pfeiffers Werk ist überschäumend. Er wurde in den Nullerjahren nicht aus dem Nichts von der Modewelt entdeckt, sondern hatte sich mit seinem hochkarätigen, quecksilbrigen Œuvre, das von fotorealistischen Bleistiftzeichnungen bis zu quasi-dadaistischen Theaterinszenierungen reicht, in der Schweizer Kunstszene schon viele Jahre zuvor einen Namen gemacht. In erster Linie jedoch stand der Name Pfeiffer für Fotografien von jungen, schönen Männern.

Für eine grosse Ausstellung Mitte der Achtzigerjahre in der Kunsthalle Basel tigerte er durch Paris und lichtete hunderte Jünglinge ab, die er auf den Gassen aufgegabelt hatte. Seine Bil-

der sind spritzig-frivol, ohne jedoch anzüglich zu sein. Pfeiffers Blick entblösst nicht.

Dass der Jüngling für das Jazzfestival-Plakat nicht ein klassisches «Bubi» im Pfeiffer'schen Sinn ist, sondern ein «Büebli» von gerade Mal drei Jahren, könnte man als Karikatur des eigenen Werks interpretieren. Doch wahrscheinlich ist die Idee dahinter mehr als doppelbödig. Ein Journalist, der ihn gut kennt, meinte mal, Pfeiffer glaube, dass er nicht ernst genommen werde, und kokettiere damit. Dabei wisse er eigentlich schon, dass er ernst genommen werde. Seine Arbeit interpretiert der etwas neurotische, aber auch ziemlich clevere Künstler wohl nicht zuletzt auch als Vexierspiel.

Das Spiel mit der eigenen Unsicherheit ist für Pfeiffer auch eine Methode. «Ich bi de Zitterli us Züri», sagt er belustigt. So schafft er Nähe, Vertrauen.

Nachdem Elion eingetroffen ist und Pfeiffer ein Outfit für sein heutiges Model ausgewählt hat, lässt sich der 77-Jährige an zwei Assistentinnen-Händen und unter ostentativem Ächzen auf eine Rako-Werkzeugkiste auf den Boden gleiten, seinen heutigen Regiestuhl, auf Augenhöhe des Models. Er hadert damit, dass sein Körper immer mehr an Grenzen stösst, und er spricht das auch aus. «Ich bi scho wieder so kaputt!», ruft er mehrmals in den Raum. Auf dem Schaffhauser Randen kennt der fanatische Wanderer jeden Weg, doch mittlerweile könne er sich nur noch von Bänklein zu Bänklein hangeln. «Der Rücken!»

Dann klingelt das Telefon. Die NZZ ist dran, sie will anlässlich von Pfeiffers neuem Bildband «Chez Walti», der gerade erschienen ist und schon bald wieder ausverkauft sein wird, ein Porträt veröffentlichen. Vor ein paar Tagen war der Fotograf bereits gross im *Tages-Anzeiger*. Er mag die Aufmerksamkeit, den

Rummel, den viel zu vollen Terminkalender, auch wenn ihn das alles wahnsinnig ermüdet. Wäre die Agenda leer, würde der Getriebene wohl zusammenklappen.

Und tatsächlich sieht er ziemlich tattrig aus, wie er auf seiner Kiste sitzt, in den zittrigen Händen eine Kamera, flankiert von zwei Assistenten, die den Blitz halten, ihn beraten, auch mal die Kamera stützen, die den Fokus zu verlieren droht. Und natürlich lässt sich das dreijährige Büebli nicht dirigieren wie ein Supermodel, da nützt Pfeiffers ganzer Charme nichts.

Der Fotograf hat eine fixe Idee, Elion, der ein Musikinstrument in den Händen hält, das in etwa so gross ist wie er selbst, solle jetzt auch noch ein Füsschen anheben. Es wäre eine typische Pfeiffer-Pose, oft macht nur eine Farbe oder ein Winkel in seinen Bildern den ganzen Zauber aus. Doch Elions Schwerpunkt liegt für derartige Faxen viel zu hoch, die Gravitation wird zum Feind des Fotografen.

Jetzt zeigt sich, was Pfeiffer in fast jedem Interview predigt: Ein guter Fotograf braucht vor allem zwei Fähigkeiten – Geduld und Hartnäckigkeit. Elion lässt sich nicht direkt dirigieren, Anweisungen müssen über die Eltern kommen. Und das Büebli bei Laune zu halten, ist nicht ganz trivial. Fängt Elion plötzlich an zu weinen und will nicht mehr, ist die Sache gelaufen, die ganze Vorbereitung umsonst. Doch Pfeiffer bleibt gelassen, auch wenn er auf dem Bildschirm, der an die Kamera angeschlossen ist, immer neue Details sieht, die ihm nicht passen: Hier muss ein Schlagschatten reduziert werden, da ist Elions Mimik nicht die richtige. Das Kind auf dem Bild darf weder klischiert noch kindelig wirken.

So geht das eine gute Stunde. Heute drückt Pfeiffer weit mehr als zwei, drei Mal ab. Doch zum Schluss ist er sichtlich zufrieden. «Ist super geworden! Oder?»



Pfeiffer mit Assistentinnen. Im Hintergrund die Familie des dreijährigen Models.

Marlon Rusch